

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 12

Artikel: Vor den Toren Roms
Autor: K.E.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668142>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sein edles Benehmen gewann ihm mit einem Schlage die Sympathie der Bürger wieder. Die Folge war, daß die Beschwerden von Bern aus diesmal gehört wurden. Die Gemeindeversammlung beschloß, nicht zuletzt unter dem Eindruck von Heinrichs Meinungsäußerung, daß dem leidigen Übelstand, gegen den der Oberst mehrmals umsonst seine Autorität als Platzkommandant aufs Spiel gesetzt, abgeholfen werden solle. Marwyl erfreut sich seitdem nicht nur der neuesten Einrichtungen, wie einer Wasserversorgung und des elektrischen Lichts, sondern die Kaserne ist verlegt worden und besitzt wie das Städtchen neben jenen Errungenschaften noch andere zweckmäßige Anlagen.

❖

Zwei Gedichte von J. Reinhart

in Schönenwerd.

E r w a r t u n g.

Und ändlig goht's im Heimet zue,
s' ischt gar ne längi Zyt
Und s' Müeti weiss no nüt drvo,
s' meint wohl, i syg no wyt!

Es schloft dank wohl scho lang deheim
Und traumt velicht vo mir,
Uom Bueb, wo i der Frömdi syg
Und s' Müeti nümme find'! —

Und wie n' ig s' Wägli uf cho bi
Brönnt s' Liecht im Stübli no,
Und s' Müeti ischt am Fänster gsi:
„s' heb dankt, ig müess hüt cho!“ —

N a c h d e m R e g e n.

Derwyle-n-as mer gschlofe hei,
Het's g'rägned mängi Stund,
Jetz stöhnd die Blüemli truurig do,
So wyt me goht und chunnd!

Do isch die lieb Frau Sunne cho,
Lacht jedes fründlig a
Und chüsst's und putzt em d' Cränli ab
So weidli, as sie cha.

Und seit und lacht: „Wie luegsch au dry!
Es isch doch fasch ne Grus!
Jetz weidli wieder s' Ehöpfli uf;
Süsch lacht di s' Imbli us!“

Vor den Toren Roms.

(Von R. G. S. in Florenz.)

Wie eine Insel, deren steile Ufer aus dem Meere aufragen, erscheint einem Rom von den, vor dem Tore San Giovanni gelegenen, Hügeln der Campagna aus gesehen. Und nicht wie eine starre Fläche kommt einem die letztere vor, sondern wie ein stetig bewegtes Element, das von fernher seine Wogenreihen

an das Gemäuer der Stadt herandrängt und diese, an der West- und Südwestseite, mit gewaltigen Sturzwellen zu übergießen droht. Ruhe und Bewegung, Licht und Schatten finden sich in grandiosstem Gegensatz in dieser Landschaft. Es ist, wie wenn die Ereignisse der einstigen leidenschaftlichen Geschichte den Erdboden derart in Aufruhr versetzt hätten, daß er sich jetzt noch, nach Jahrhunderten, in wildester Erregung befindet.

Von jeher hat die Campagnagegend vor den Toren San Giovanni in Laterano und San Sebastiano auf die Rombesucher, namentlich auf Geschichtsforscher und Künstler, einen besonderen Reiz ausgeübt. Hier befindet sich die weltberühmte appische Straße (Via Appia), an welcher auf eine Strecke von über 14 Meilen die Römer ihre Gräber erbaut hatten und an welcher auch einige der bedeutendsten unterirdischen Totenstädte (Katakomben) der ersten römischen Christengemeinden liegen. Hier entdeckt man, östlich von der Via Appia, die letzten jämmerlichen Reste der latinischen Straße, deren größter Teil tief unter dem Niveau des heutigen Bodens begraben ist und die, wo sie zum Vorschein kommt, als ein trauriger Feldweg sich zwischen hohen Schilfplantagen hindurchwindet. Zwischen beiden liegt das anmutige Tälchen der Caffarella, eine der vielen Einsenkungen, welche nach allen Richtungen die Campagna durchqueren und ihr den Anschein wellenförmiger Bewegtheit und, durch den verschiedenartigen Reflex des Lichtes, eine Farbenfülle verleihen, die sie vor allen andern Ebenen voraus hat und die sie zum außerswählten Liebling der Maler macht.

Sanft geneigte, wiesenbedeckte Hügelrücken schließen das Tälchen ein. Durch seine Tiefe schlingt sich der Silberfaden des Almon, ein taufrischer Bach, dessen eine Seite von einer Reihe zierlicher, weißstämmiger Pappeln flankiert



Verschiedene Gräber der Via Appia.

wird. Lichtblaue Anemonen, Veilchen von besonderer Größe, rotflammender Mohn, Herbstzeitlosen, bilden je nach der Jahreszeit, den Schmuck der Wiesen.

Hain, Tempel und Grotte, die Stätten göttlicher Verehrung bei den ursprünglichen Landinsassen, fehlen auch nicht.

Der erstere steht wie auf Wacht auf der äußersten, vorgebirgähnlich in die Campagna hinausragenden Anhöhe, und der Ernst seiner dunkelschattigen, immergrünen Eichen, die sich schwarz wie die Nacht von dem strahlenden Himmel und dem farbigen Boden abheben, bildet einen eigentümlichen Kontrast zu der hellen Freundlichkeit des Orts und gibt dessen Heiterkeit eine gewisse Weihe.

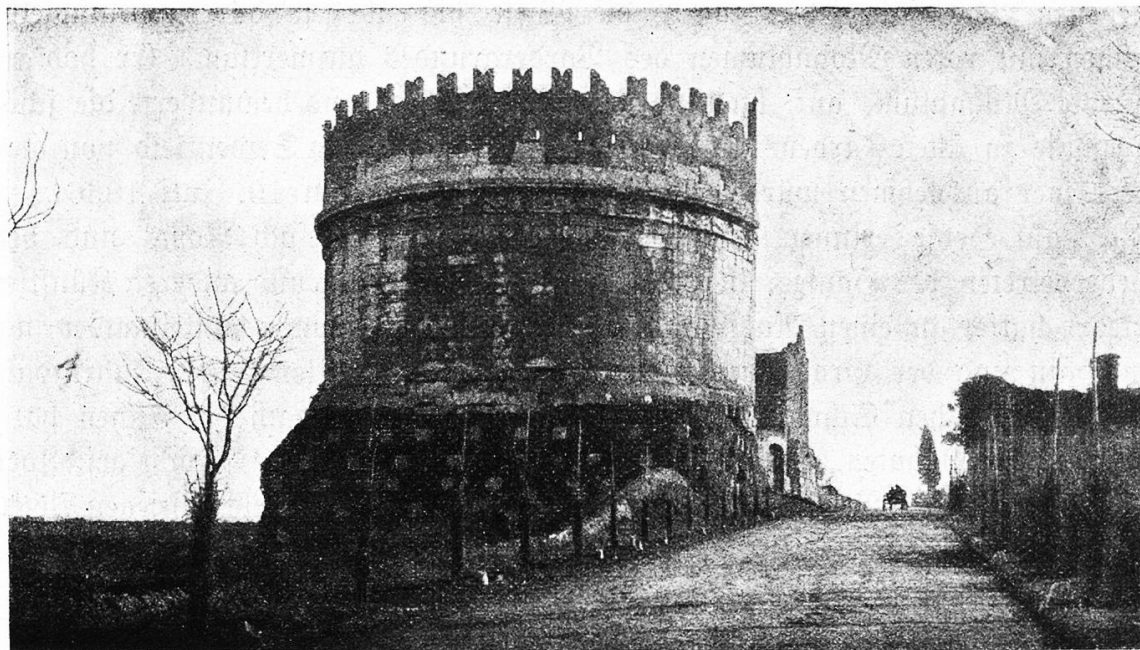
Und wie nichts in und um Rom besteht, was nicht seine eigenen sagenhaften und geschichtlichen Erinnerungen hat, so hat die Sage und die Geschichte auch diese anmutige Stelle berührt und sie den nachgeborenen Geschlechtern zu einem Ort frommer Verehrung gemacht.

In der nahen Grotte soll Numa, der Nachfolger des Romulus, von der Nymphe Egeria in der gottesdienstlichen Gesetzgebung der Stadt unterrichtet worden sein. Dem wird zwar von dem römischen Dichter Juvenal (47 bis 130 n. Chr.), der die Grotte der Egeria näher der Stadt, beim capenischen Tore angibt, indirekt widersprochen, aber dem Gedenken an Numa und die Nymphe an dieser lieblichen Stelle wird damit doch nicht Abbruch getan.

Sicherer verbürgt ist eine geschichtliche Begebenheit: Im 543. Jahre nach der Gründung der Stadt (211 n. Chr.) schlug hier der mit den Römern im Kriege begriffene karthagische Feldherr Hannibal sein Lager auf. Nicht um Rom zu stürmen, war er gekommen, sondern um die Stadt Capua, die sich ihm als Bundesgenossin angeschlossen hatte und deshalb von den Römern belagert wurde, durch einen Scheinangriff auf Rom zu befreien. Aber seine List mißlang. Die römischen Konsuln blieben mit der Hauptmacht ihrer Truppen vor Capua, und Hannibal, dessen Heer für eine wirkliche Erstürmung Roms zu klein war, mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. (Siehe darüber die Schilderung des „hannibalischen Krieges“ in Mommsens Röm. Geschichte Bd. I.) Wie sehr die Römer aufatmeten, als sich der Gefürchtete von ihrer Stadt entfernte, davon zeugt jetzt noch das an der Stelle seines Lagers von ihnen erbaute Tempelchen, das der Gottheit geweiht ward, die ihn zum Rückzug bewogen haben sollte: dem „deus rediculus“.

Mit brandrotem Ziegelgemäuer steigt das einfache zierliche Bauwerk aus der Tiefe des Talgrundes auf.

Aber wie der Grotte und dem Hain der Ruhm, Numa und Egeria beherbergt zu haben, so wird auch ihm von den Gelehrten die Bedeutung abgestritten, der Tempel des „deus rediculus“ gewesen zu sein. Vielmehr soll es als Begräbnisraum zu dem Landgut eines Griechen gehört haben, der von dem Kaiser Antonius Pius (reg. von 138—161 n. Chr. Geb.) als Lehrer seiner Nachfolger Marc Aurel und Lucius Verus berufen worden war. Und wirklich



Grab der Caecilia Metella.

zeigt es im Innern noch deutlich die Anlage eines Columbariums, eines Raumes, in dessen Wandvertiefungen (Nischen) die Aschenurnen der Verstorbenen aufgestellt wurden. Denn in Rom herrschte von der Zeit der späteren Republik bis in die Zeit der Antonine die Sitte, die Toten zu verbrennen.

Die benachbarte Grotte „der Egeria“, welche erst im 15. Jahrhundert diesen Namen erhielt, gehörte ebenfalls zu jenem Landgut. Sie waren ursprünglich aufs prunkvollste mit Marmor-, Mosaik- und Statuenschmuck verziert! Jetzt aber sind ihre Wände und ihre Fußböden mit einem immergrünen Teppich von Moos und Farren überwoben, der mit geheimnisvollem Glanz den märchenhaften Raum erleuchtet. Eine schlimm zugerichtete Statue eines ruhenden Flußgottes, der sich im Hintergrund der Grotte über dem Ausfluß dreier Quellmündungen hindehnt und hier schon beinahe zwei Jahrtausende lang beschaulicher Betrachtung obliegt, ist der einzige erhaltene Zeuge ehemaliger Herrlichkeit und Glanzes!

Welche Gäste hat dieser Hüter des Nymphenheiligtums schon gesehen! Göthe und Platen haben hier staunend geweiht, und auch ein Neuerer, Böcklin, war oft und gern bei dem Gott und den Nymphen zu Gaste.

Davon erzählt Rudolf Schick in den Aufzeichnungen seines „Tagebuches über Böcklin“ und Paul Heyse in einem seiner gedankentiefsten und empfindensten Gedichte.

Einmal stand Schick mit Böcklin vor der Grotte: „Der eine Bach aber, der von der Grotte kam, rieselte in schönster Klarheit über den Fußboden und die kleinen Wellen, die durch das Rieseln entstanden, warfen zitternde Schatten und Lichtstellen auf den Boden. — „Böcklin (heißt es weiter) machte mich auf den großen Farbenumfang dieser Stelle (von der Luft an, über den sehr unter-

schiedenen Berg, über die Hügel, die Wiese bis zu den dünnen braungelben Halmen mit roten Mohnblumen des Vordergrundes aufmerksam. Er hob eine blaßrote Mohnblume auf, hielt sie gegen diese Töne und bewunderte die schöne Harmonie zu allen Farben und meinte, wie schön sich ein Seidenkleid von dieser Farbe hier ausnehmen würde. (Schick, Aufzeichnung vom 10. Juli 1866).

Paul Heyse erinnerte sich bei einem späteren Besuch Roms und beim Wiederbetreten des Hauses, in welchem er oft mit Böcklin und anderen Künstlern verkehrt hatte, an einen Ausflug, den die Künstler damals miteinander nach dem Hain und der Grotte der Egeria unternommen hatten. Die Fahrt dahin und den fröhlichen Schmaus unter dem grünen Schattendach der Eichen hat er in dem obenerwähnten, „An Arnold Böcklin“ überschriebenen Gedicht geschildert.

Während die Begleiter in dem Hain das Mahl zubereiteten, stiegen Böcklin und der Dichter zur Grotte hinunter.

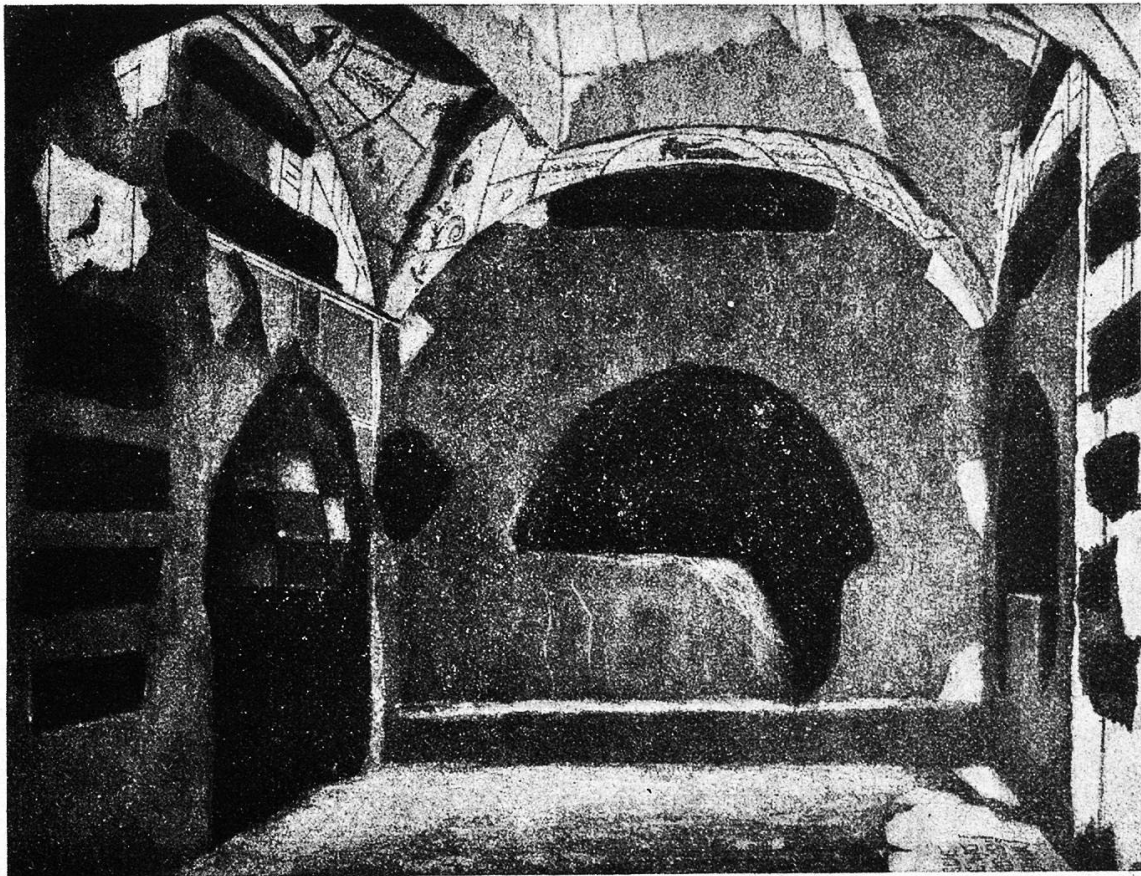
Du aber zogst, o Freund, den Neuling fort,
Ihm erst der Grotte Heiligtum zu zeigen,
Versteckt im Hochgras, sommerlich verdorrt.
Rings die Campagna lag im Mittagschweigen,
Und wie wir traten aus der feuchten Nacht,
Sah wir den Rauch in stiller Wolke steigen
Aus immergrünen Wipfeln, wie gemacht
Zum Tempel, drin ein Opfer zu entflammen
Den alten Göttern, deren ew'ge Macht
Die klugen Nachgeboren'n kühl verdammen.
Wir aber schlangen wucherndes Gerank
Des Epheulaubs zu Kränzen leicht zusammen.
Die fanden bei den andern lauten Dank,
Und so bekränzt nun überm stillen Tale,
Erhoben wir die Hand zu Speis' und Trank. —



Engelsburg, Engelsbrücke und St. Peterstempel.

Wer von denen, die das böcklinische Bild „Der heilige Hain“ gesehen haben, dächte bei Hensses Schilderung nicht an dieses? Und doch ist es erst viele Jahre später — auch 6 Jahre als das henssesche Gedicht — in Florenz entstanden, so daß der Dichter nicht wohl darauf anspielen konnte!

Wer aber Rom, römische Landschaft und jenen Hain besucht hat — wer einmal einen Hauch von dem wundersam aus religiöser Scheu und Verehrung gemischten Naturgefühl der Alten empfunden hat, das Böcklin für eine 2000 Jahre spätere Zeit wieder zu erwecken vermochte, — wird nicht einen Augenblick im Zweifel sein, daß es spezifisch römische Eindrücke und Stimmungen gewesen sind, die jenes Werk veranlaßt und erfüllt haben. —



In den Katakomben des heiligen Callistus.

Der Fernblick, den man vom Rande des Wäldchens aus hat, erstreckt sich über die weite trümmerreiche und farbenleuchtende Campagna bis zu den blauen Wänden des Sabiner- und Albanergebirges, dessen höchster Gipfel, der Monte Cavo, ein schon zur Zeit der Alten erloschener Vulkan, wie ein Sitz der Götter in den Himmel aufragt. Und rückgewendet erschaut das Auge die Mauern Roms, die von der zunächsterrichteten Travertinfront der Laterankirche (San Giovanni in Laterano) hoch überragt werden.

Diese Kirche ist in gewissem Sinn eine Rivalin des Sanct Peterdoms. Sie ist die einzige sicher nachweisbare kirchliche Gründung Kaiser Konstantins (reg. von 323—337 nach Chr.) und erhebt nach einer Inschrift an ihrer Front

den stolzen Anspruch, „die Mutter und das Haupt sämtlicher Kirchen Roms und des Erdkreises“ zu sein. Hier war auch in frühester Zeit die päpstliche Residenz.

Wenig entfernt von dem Hügel, auf welchem der heilige Hain sich befindet, erblickt man in unabsehbarer Reihe auf eine Strecke von mehreren Stunden hin die riesenhaften Gräberreste der Via Appia.

Diese wurde von dem Zensor Appius Claudius Cäcus, dessen Namen sie trägt, im Jahre 312 vor Chr. Geb. als erste römische Militär- und Verkehrsstraße angelegt. Noch ist ein großer Teil von ihr erhalten.

Auf ihr erscholl nicht nur der wuchtige Tritt römischer Heere, sondern viel öfter noch vernahm man hier den Klagegesang und die Klagemusik römischer Leichenzüge, und sah das seltsamschauerliche Maskenspiel, das den Bahren der Adelligen zu folgen pflegte. Da schienen sämtliche Ahnen des Verstorbenen wieder lebendig geworden zu sein: da sah man Aeneas, den Stammvater des julischen Geschlechts (der kaiserlichen Familie des Augustus), der aus dem zerstörten Troja mit den heimatlichen Göttern an die Küste Latiums geflohen war; ihm folgten die Könige Albas, der Mutterstadt Roms; Romulus der Gründer Roms, und viele andere hochehrwürdige Häupter des einheimischen Adels. Alle, mit Totenmasken von Schauspielern dargestellt, schritten sie hinter der Leiche einher. Welch ein Bild muß das gewesen sein!

Wenn wir die heute noch erhaltenen Reste der Via Appia überblicken und „die Gräbertrümmer, welche schweigend ernst gen Himmel schauen“ (Böcklin) ins Auge fassen, so ist uns, als sähen wir noch immer jene heroischen Gestalten, vom Alter zweier Jahrtausende gebeugt, dahin wandeln.

Nicht als ob Menschen, sondern als ob ein Geschlecht von Riesen diese Bauten aufgeschichtet hätte, ist einem hier zu Mute!

In dem, dem römischen Charakter allgemein und tief eigentümlichen Verlangen, noch nach Jahrhunderten ruhmvoll genannt zu werden, setzten die Alten alle Mittel und Kräfte in Bewegung, um sich mit unzerstörbaren Bauwerken zu verewigen. Und was sie erstrebten, haben sie auch wirklich erreicht: Jahrhunderte lange Kriege und immer neue Verwüstungen konnten über diese Gräber hingehen; ja diese selbst mochten den Kämpfenden als Schutz- und Bollwerke dienen, ohne daß sie doch dem Erdboden gleich geworden wären. Einige sogar, wie das Metallgrab, die Cestiuspyramide und das ungeheure Grabmal des Kaisers Hadrian, die „Engelsburg“ tragen immer noch die Bürgschaft in sich, noch Jahrhunderte zu dauern.

Das erstgenannte dieser Gräber wurde unter der Regierung des Kaisers Augustus (Zeit Christi) für die Schwiegertochter eines Unterfeldherrn Cäsars, der Cäcilia Metella, errichtet, deren Namen es mit großen Lettern an seiner Stirnseite verkündet. Im 13. Jahrhundert ward es von dem noch heute in Rom existierenden Geschlecht der Caëtani zu ihrem Burgbau verwendet, erhielt sich aber auch nach Zerstörung jener Burg durch Papst Sixtus V (1585 bis



Inneres der Kirche San Paolo vor den Toren.

1590) und steht, während seine ehemaligen Anbauten den Eindruck jämmerlichsten Zerfalls machen, in ursprünglicher königlicher Größe, gleichsam als wäre es eben jetzt aus dem Erdboden gewachsen, noch heutigen Tags aufrecht.

Ihm entnahm Kaiser Hadrian den Grundplan zu seiner Grabanlage (erbaut von 131—139 n. Chr.), der später in eine päpstliche Festung umgewandelt und noch heute als römische Festung dienenden Engelsburg: eine Anlage, die wie alles, was Hadrian ausführte, von riesenhaftesten Dimensionen und mit einem alle unsere Vorstellung übersteigenden Luxus ausgestattet war. In ihr wurden von Hadrian an bis auf Caracalla, mit Ausnahme des Didius Julianus, sämtliche Kaiser beigesetzt.

Nicht auf eine Fortdauer des Namens nach dem Tode, sondern auf eine sichere Ruhe in Gott, um gemeinsam für den großen Augenblick der Auferstehung bereit zu sein, darauf richtete sich im scharfen Gegensatz zu demjenigen des römischen Heidentums der christliche Gedanke, und sei es nun, daß man das Felsengrab Christi zum Vorbild seiner Beerdigungsstätten nahm, sei es, daß man durch allgemein jüdisch-orientalische Einflüsse zu dem eigentümlichen Brauche kam: man verlegte seine Friedhöfe (Coemeterien) unter die Erde und schuf so die wahrhaft staunenswerten Anlagen der erst im 15. Jahrhundert so genannten „Katakomben“.

Die Errichtung dieser unterirdischen Friedhöfe wurde durch das weiche poröse Gestein (körniger Tuff), das sich in der Umgebung Roms findet, außerordentlich begünstigt, so daß man nicht nur auf eine Ausdehnung von vielen Kilometern (Mich. de Rossi berechnet eine Gesamtlänge der aneinander gereihten Gänge von 876 km) Gang an Gang, Kammer an Kammer, Grab an

Grab auszuhöhlen vermochte, sondern daß man auch diese Anlagen mehrere Stockwerke in die Tiefe führen konnte. Die Kallistuskatakomben beispielsweise haben, bei einer Entfernung des obersten Stockwerkes von der Erdoberfläche von 7—8 m, 5 Stockwerke; das unterste in einer Tiefe von 18—20 m.

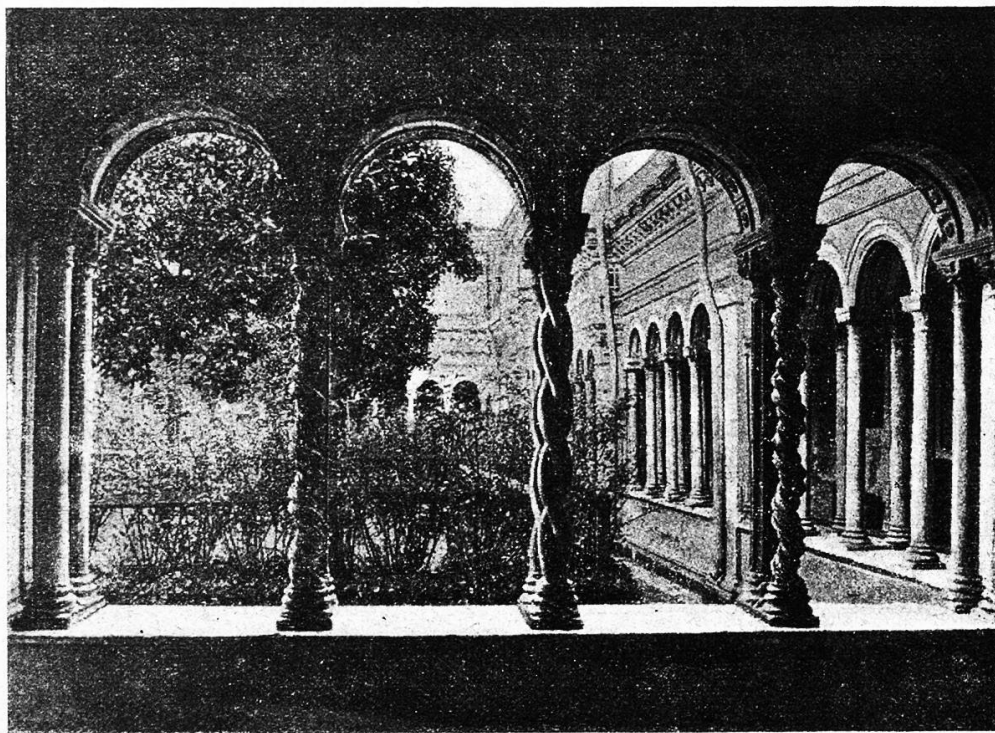
Diese „Totenstädte“ wurden durch Ampeln oder durch Lichtschachte erhellt, die bei den Kreuzungspunkten der Gänge oder in größere Kammern einmündeten. Solche Lichtschachte wurden in der Zeit der Christenverfolgungen an der Erdoberfläche verschüttet, im Innern aber belassen, so daß die Verfolger, die in die Katakomben eindrangen, sich verirren und in die Tiefe stürzten.

Auf einer bequemen Treppe steigt man in Begleitung der Mönche, denen die Obhut dieser Friedhöfe anvertraut ist, in das erste Stockwerk hinab.

Welches Ansehn müßte diese Anlage haben, wenn noch jetzt, wie ehemals, alle die Ampeln brennten und wenn man die Möglichkeit hätte, nicht nur gangweise, sondern in seiner ganzen Verästelung, das Gebäude zu Gesicht zu bekommen.

So begnügt man sich mit dem nächsten, was vor einem liegt und was man nur dunkel in dem schwächlichen Schein der Kerzen, die man miterhielt, zu erkennen vermag: immer auf der Hut, sich nicht in einen Seitengang zu verirren, da dem Verirrten im seltensten Falle ein Ausweg in die schönere Welt des Lichtes winkt.

Überall an den Wänden, die man wegen der Enge der meisten Gänge fortwährend streift, gähnen die offenen Gräfte-Aushöhlungen, worin gewöhnlich eben



Chiostro di San Paolo.

ein Menschenleib Platz hatte. In diese wurden die Leichname mit den Gewändern, die der Verstorbene im Leben getragen hatte, das Gesicht nach Osten gewendet, gelegt und das Grab mit Ziegeln oder mit Marmorplatten verschlossen.

Nie sind alte Gräber wieder benutzt worden, sondern jeder Verstorbene erhielt ein neues Grab; wohl aber kamen für Familien oder kirchliche Genossenschaften gemeinsame Gräber und Grabkammern vor.

Erst vom 5. Jahrhundert an erfolgte die Bestattung der Leichen in den Kirchen und innerhalb der Stadtmauern; was durch das älteste römische Gesetzbuch, das Zwölftafelgesetz, untersagt gewesen war.

Und seltsam. Während die Römer auch in den grausamsten Christenverfolgungen Versammlungen und Begräbnisse in den Katakomben wohl untersagt, die Gräber aber aus religiöser Scheu stets respektiert hatten, wurden die späteren Generationen der Christen selbst deren Zerstörer. Tausende von Leichen wurden als Reliquien ausgehoben und in den Kirchen unter den Altären beigelegt (im Jahre 817 einmal 2300 allein in die römische Kirche San Praxede überführt); und auch die christlichen Goten (537) und Langobarden (755) haben die christlichen Gräber geplündert, um ihre Kirchen und Friedhöfe fern von Rom durch die Gebeine der Heiligen und Märtyrer zu weihen.

Dennoch ist eine Wanderung durch die Katakomben, abgesehen von der unermesslichen geschichtlichen Belehrung, die man dadurch empfängt, noch jetzt eines der allergrößten Erlebnisse, die einem begegnen können.

Das Lied von der menschlichen Vergänglichkeit ertönt wohl an keinem Orte der Welt in gewaltigeren Akkorden. Zwischen die Seufzer und Klagen leiblich und seelisch gemarterter Menschen mischt sich der selige Jubel solcher, die den Mut und die Liebe besaßen, ihre innerste Überzeugung bis zum äußersten, bis zur Aufopferung der leiblichen Person, zu verteidigen. Und über diesem Grundakkord vernimmt man dann auch die feineren Stimmen der Geschichte, die von der kirchlichen Ordnung und Einrichtung, von dem Leben und der Kunst der ersten Christenheit in Rom erzählen.

Hier befanden sich die Gräfte der frühesten Päpste, die damals noch Bischöfe, Episcopoi, von Rom hießen; hier die Gräfte von Heiligen, deren Existenz man lange Zeit nur aus der Überlieferung der kirchlichen Schriften gekannt hatte.

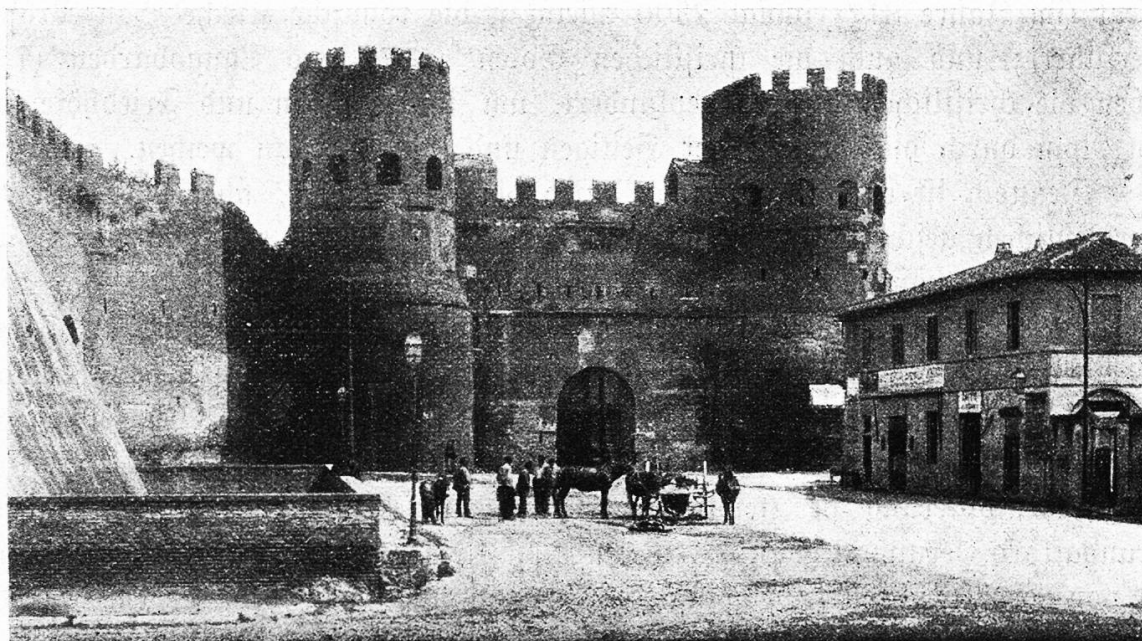
Und aus den Einsichten, welche der Wissenschaft aus der Katakombenerforschung erwachsen, ist wohl die bedeutendste die Einsicht in die bildende Kunst der frühesten römischen Christengemeinden. Durch die vielen vorgefundenen, teilweise heidnischen Bildwerke, die in der Zeit eines verfolgten und verborgen aufwachsenden Glaubens als religiöse Geheimsprache verwendet wurden, ist die ehemals weitverbreitete Meinung von der Kunstfeindschaft der ersten Christen, mindestens was Rom betrifft und soweit die Kunst sich dem religiösen Zwecke unterwarf, aufs Klarste widerlegt worden.*) Die ältesten Inschriften

*) Über die Geschichte und Kunst der Katakomben siehe J. X. Kraus, Geschichte der christl. Kunst. Bd. I.

in den Katakomben datieren aus dem 40. Jahr nach dem Tode des Apostels Paulus, der — nach der kirchlichen Tradition — wie Petrus, in Rom hingerichtet wurde. Beide Apostel sollten eine zeitlang ebenfalls in einer der Katakomben an der appischen Straße beigesetzt worden sein; aber diese Annahme erwies sich als irrig.

Das Grab des Petrus war immer beim neronischen Zirkus; dort, wo jetzt die Peterskirche steht, die den Sarkophag in ihrer Konfession enthält. Der Apostel Paulus aber wurde an der Straße von Rom nach Ostia auf dem Privatfriedhof der heiligen Lucina bestattet, da, wo später die zweite Kivalin der Peterskirche, die Kirche San Paolo fuori le mura errichtet wurde.

Unmöglich ist es, von der Schönheit des Innenraumes dieser im 4. Jahrhundert gegründeten, im 5. Jahrhundert umgebauten und seit 1823 nach einem furchtbaren Brande völlig neu erstellten Kirche auch nur annähernd ein Bild



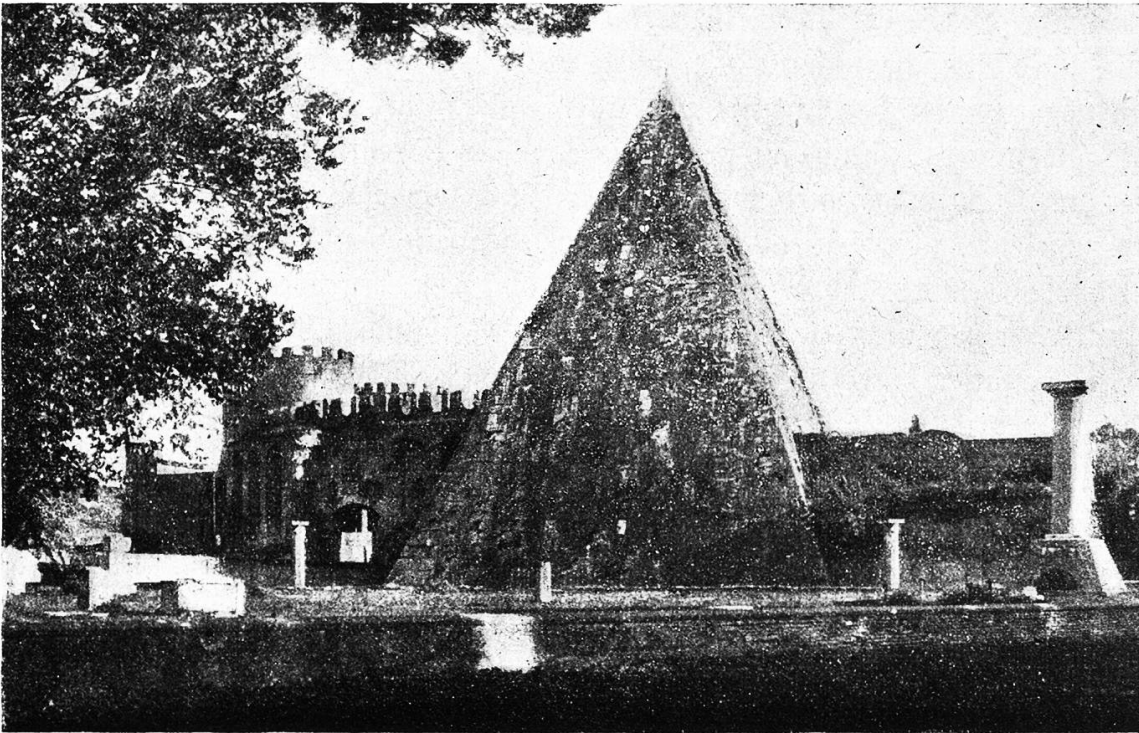
Porta San Paolo.

zu geben. Ihr Inneres übertrifft an Schönheit alle Kirchen Roms, auch die Sanct Peterkirche, deren grandiose Raumweite freilich San Paolo nicht besitzt.

Die überwältigende Wirkung dieser Kirche wird dagegen erreicht durch die einfachste, zweckmäßigste Einordnung eines bei allem unerhörten Glanz und Reichtum, in allen Fasern seines Wesens ächten Materials zu einem einheitlichen monumentalen Kunstwerk. Wenn schon die meisten römischen Kirchen einen Stil haben, der — wenn er auch nicht dem antiken Tempelbau entlehnt ist, dennoch (allein durch die Verwendung antiker Baustücke, Säulen, Architrave zc.) mit jenem in naher Berührung steht — so kann man im Innern von San Paolo eigentlich die Wirkung eines vollendeten antiken Tempels allergroßartigster Gestaltung nachfühlen.

In dem marmornen, glatten Fußboden spiegeln sich 80 granitene Säulen von riesiger Höhe und Dicke. In vier Reihen sind diese geteilt und die mittelsten Reihen doppelt so weit als die seitlichen auseinander, damit der Blick und der Zutritt zur Konfession und zum Altare hinter derselben einer möglichst großen Zahl von Betern frei werde. Und über diesem Säulenheer breitet sich mit ungeheurer Raumüberspannung nun nicht mehr, wie in der ehemaligen Kirche bis 1823 ein offenes Dachgebälk, sondern eine prunkvolle goldene Decke, deren Beladenheit durch die Macht der Säulen und des Raumes angenehm gemäßigt und zu einem einheitlichen Ganzen gestimmt ist.

Über den Säulen sind die Bilder sämtlicher Päpste bis auf den Vollender des Baues, Leo XIII., (Mosaiken von 1 m 50 Durchmesser) angebracht; darüber zwischen den Fenstern malerische Darstellungen aus dem Apostelleben.



Porta San Paolo e Pyramide.

Mehr aber als diese Einzelheiten zieht immer das Formen- und Farbenbild des Ganzen das Auge auf sich, und man hat wohl den Eindruck, daß dieser Bau an Schönheit alle Bauten der antiken Welt übertreffe.

Die Mosaikgemälde an dem Triumphbogen bei der Konfession stammen ursprünglich aus dem 5. Jahrhundert, ihre Erneuerung aus dem 9. Jahrhundert. In ihnen erscheint Christus in der erschreckenden Greisenhaftigkeit, in der ihn die byzantinische Kunst darstellte.

In einer Kapelle des Querschiffes hinter dem Altar legte Ignatius von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, am 22. April 1541 das Ordensgelübde ab.

Wie San Paolo ein bauliches Kunstwerk im größten, so ist das dem anschließenden Benediktinerkloster angehörende Höfchen eines im kleinsten Stile: Gewundene Säulchen von zierlichster Form, die mit goldenen und farbigen Steinen geschmückt sind und auf denen die Sonne ein vergnügliches Spiel treibt, geben ihm eine Anmut, die nach den überwältigenden Eindrücken, die man in der Kirche empfing, beruhigend und wohlthuend wirkt.

Im frühen Mittelalter verband San Paolo mit dem 2 km entfernten Stadttor eine Säulenhalle. Nun gelangt man mittels des elektrischen Trams dahin.

Dieser führt an der Cestiuspyramide, einem im Jahre 12 v. Chr. erbauten antiken Grabmal vorbei, dessen Marmor in blendendem Weiß und wie von Schnee überdeckt erscheint. In seiner Obhut liegt der nach ihm benannte berühmte Begräbnisplatz der römischen Protestanten.

Wie die Sanct Peterskirche die größte von allen Kirchen der Erde; wie die Villa d'Este die schönste von allen Villen Italiens, so dürfte wohl auch der Cestiusgottesacker der schönste von allen italienischen Friedhöfen sein! Er hat nicht die unvergleichliche aussichtsfreie Lage des florentinischen bei San Miniato; aber um so weniger wird wie dort der Blick von ihm ab und um so mehr ihm zugelenkt. Er hat auch nicht den theatralischen Marmorprunk wie die Friedhöfe Genuas und Mailands, denn die hier begraben sind, ausländische Künstler, haben nicht in Reichtümern geschwelgt und haben oft kaum den Platz, wo sie bestattet wurden, zu bezahlen vermocht! Aber es ist, wie wenn die Natur über ihren Gräbern ihre ganze und tiefste Wesenheit entfaltet und ihre Ruhestätten mit dem Hauch ihrer ursprünglichen Schönheit und ewigen Größe umweht hätte: zum Dank dafür, daß sie sie ein ganzes Leben lang am intimsten und liebevollsten zu erschauen gesucht haben, daß sie darum gekämpft und nicht nur materiell, sondern noch öfter seelisch Not gelitten haben, um sie in ihrem wesenhaften Kern und ihrer ewigen Gestalt zu erfassen und zu veranschaulichen.

Das sind die Empfindungen, mit denen man in den rosen- und lorbeer-durchblühten Cypressenhain des Cestiusfriedhofes eintritt.

Über die Wege breitet sich das Moos. Über die Grabsteine rankt der Farn. Auf den Hügeln findet man schon in den frühesten Februartagen blühende Veilchen. Darüber schwebt im Sonnenlicht ein goldenes Zimmlein.

Vom Größten bis ins Kleinste, vom Erhabensten bis ins Zierlichste finden sich hier alle Grade der Schönheit.

In stufenförmigem Abstieg senkt sich der Friedhof von den ruinenhaften Mauern und Mauertürmen der Stadtumwallung nieder, so daß man ihn schon von seinem Eingange aus ganz und in allen seinen Einzelheiten zu überblicken vermag. In seinem Hintergrunde steht, wie die Scheidewand, die zwischen unserer jetzigen und einer zukünftigen Existenz errichtet ist, die Mauer und läßt nur durch einzelne Spalten und durch ihren Zinnenkranz ein Reich des Lichtes

und seliger Erfüllung ahnen. Diesseits stehen die ragenden Säulen dunkel-schwarzer Zypressen, und während wir sie als Zeichen des Todes zu betrachten gewohnt sind, sprechen sie, die weiter zu blicken vermögen als wir, vielleicht vom Leben.

Auf diesem Friedhof dachte sich Göthe sein Grab (Brief an F. v. Stein, 17. Februar 1788; Ital. Reise 23. Februar 1788. Und auch eine der schönsten, erst in Weimar gedichteten, römischen Elegien: VII. „O wie fühl' ich in Rom mich so froh!“ tut des Ortes Erwähnung). Aber daraus ist keineswegs auf eine Vorliebe Göthes für diesen Friedhof zu schließen. Als Fremder in Rom konnte Göthe gar nicht anders denken, als auf ihm zu ruhen! „Hans Sachsens poetische Sendung“ und das Gedicht „Auf Miedings Tod“ wollte er damals als Personalien und Parentation betrachtet wissen.

Die drei größten Künstler, die hier bestattet liegen, sind der große deutsche Maler Asmus Carstens (1754—1798), der englische Dichter B. B. Shelley (1792—1821) und der Architekt Gottfried Semper (1803—1879).

Aber außer den Namen dieser drei, deren Ruhm wohl dauernd und unangefochten dasteht, ziehen noch andere, sei es ihrer künstlerischen, sei es ihrer menschlichen Bedeutung wegen, die Aufmerksamkeit auf sich. Darunter: Göthes Sohn August; der englische Dichter Keats (1796—1821) und der früh verstorbene schwäbische Dichter Wilhelm Waiblinger (1804—1831); von neueren die Maler Hans von Marés und Friedrich Geselschap; der Archäologe Wilhelm Henzen; sodann die schweizerischen Künstler Salomon und Arnold Corrodi aus Zürich (1810—92 und 1846—74), Jakob Zürcher aus Sumiswald (1834—84), Rudolf Müller und J. J. Frei aus Basel (1802—85 und 1813—65).

Mitten unter Magnolien, Zypressen und Palmen liest man auf dem rosenumrankten Grabstein des Corrodischen Kindergrabes das hebel'sche Verslein:

Und wenn e mol de Sunntig tagt
Und d' Engel sänge 's Morgelied,
Se stöhn mer mitenander uf
Erquickt und gsund!

Der Bach am Tor.

Von Emil Faller, Zofingen.

Da schäumt unter hängenden Zweigen
Am Tor der murmelnde Bach,
Und schattend die Büsche sich neigen
Zum schirmenden Blätterdach.

Es streut ihre Lichter, die hellen,
Durch's Laub die Sonne herein;